

## Reihenhaus = Reihenhauskultur?

### Ein Essay von Prof. Dr. Alexa Färber

Graz, 1983 und 1994, eine schlichte Reihenhaussiedlung am Rand der Stadt erweckt das Interesse der Kulturanthropologin Elisabeth Katschnig-Fasch. In den 1950er Jahren von der nahe gelegenen Maschinenfirma erbaut, ist die Anlage dem Gedanken der modernen Wohnungsreform ebenso wie dem paternalistisch-disziplinierenden Gestus der Werksiedlungen verpflichtet, wie sie die Industrialisierung in England oder auch im Ruhrgebiet hervorgebracht hat; beides wichtige ideologische Anknüpfungspunkte für den nationalsozialistischen Volkswohnungsbaubau, in dem Kleinhauussiedlungen, inklusive Reihenhäuser, zum Leitbild avancierten. Katschnig-Fasch begibt sich als Feldforscherin in die Arbeiter- und Angestelltenhaushalte, um in Gesprächen und durch teilnehmende Beobachtung etwas über den Alltag in den Reihenhäusern herauszufinden. Sie interessiert, wie die Familien ihr Wohnumfeld und die Beziehungen untereinander gestalten. In diesem im deutschsprachigen Raum äußerst seltenen Fall einer kulturwissenschaftlichen Langzeituntersuchung zum Wohnen wird die Frage aufgeworfen, ob sich trotz der standardisierten Bauweise schichtspezifische Wohnkulturen durchsetzen oder ob sich an dieser Siedlung die damals noch kontrovers diskutierte These der Verbürgerlichung der Arbeiterschicht bestätigen lässt?

Anfangs noch mehr der Arbeiter- als der Wohnkulturforschung verpflichtet, trifft Katschnig-Fasch zwar nicht auf grundsätzlich andere, aber dennoch auf verschiedene Nutzungen und Ausgestaltungen der recht engen, auf die Dauer der Beschäftigung gemieteten Reihenhäuser (es handelt sich hier also nicht um Eigenheime). Während beispielsweise vormals die Arbeiterhaushalte ihren Garten für Gemüseanbau genutzt hatten, pflanzten Angestellte Zierblumen an. Später scheint der ästhetische Geschmackshorizont aller hier Lebenden von einem kleinbürgerlichen Wohnstil bestimmt zu sein. Sie notiert: „Die beiden Eheleute erinnern sich wehmütig daran, wie wesentlich dies früher gewesen sei, heute gebe es nach außen nicht mehr die Unterschiede. ‚Nach außen nicht, aber nach innen schon‘, so die Ehefrau eines Angestellten. Auch die Arbeiter, so glaubt Frau F., würden heute ‚lieber im Garten sitzen als am Gemüse arbeiten‘.“ (Katschnig-Fasch 1995, S. 146). Was ganz offensichtlich überdauert, ist der Wille zur Distinktion – voneinander.

Dieser Distinktionswille setzt sich im Inneren der Häuser fort, und damit eng verbunden auch die genaue Wahrnehmung von Unterschieden: In den Arbeiterhaushalten bleibt die Sofaecke samt Couchtisch Inbegriff des hart erarbeiteten „Wohngenusses“ und wird multifunktional, also auch für die Mahlzeiten genutzt; in den Angestelltenfamilien hat sich ein separater Esstisch etabliert, der aus Arbeitersicht an die Zeiten der Wohnküche erinnert und als „ganz einfach auch nicht schön“ abgekanzelt wird (ebd. S. 148). Es ist genau diese lebensgeschichtlich begründete Beziehung zwischen „sich leisten wollen“ und „sich leisten können“, die letztendlich den Habitus ausmacht, der nicht so leicht abzuschütteln ist. Und so ließe sich die Liste der „messerscharfen feinen Unterschiede“, wie Katschnig-Fasch in Anlehnung an den Soziologen Pierre Bourdieu schreibt, anhand des Klaviers gegenüber (der Lautstärke) der Stereoanlage oder auch der Geschmackspräferenzen hinsichtlich des Wandschmucks fortsetzen: die „Vorliebe für den historischen Stich“ (Angestellte) vs. „gedruckte und fotografierte Naturszenarien“ (gelernte Arbeiter) vs. „sportliche Leistungsabzeichen, Urkunden und Pokale“ und „Fotografien von Familienmitgliedern“ (ungerne Arbeiter, die in diesem Fall in den noch älteren Personalhäusern wohnen). (Ebd. S. 149)

Produziert die Siedlung eine einheitliche Wohnkultur? Die Beobachtungen der Grazer Feldforscherin beweisen zweierlei: Vom Haus kann nicht auf das Wohnen im Haus geschlossen werden. Und: Im genauen gegenseitigen Wissen um die Präferenzen des Anderen mag sich zwar auch eine Gemeinschaft ausdrücken. Von der gesamten Bewohnerschaft einer Reihenhaussiedlung auf eine allen gemeinsame Alltagskultur zu schließen, wäre aber falsch. Standardisiertes Bauen führt nicht unwillkürlich zu einer einförmigen Wohnkultur.

### **Kleinbürger(tums)forschung. Vom Lokalismus der Alltagskulturforschung**

In den Ethnowissenschaften ist die Wohnkulturforschung ein fester Bestandteil des Themenkanons. Sie stellt in Variationen die grundlegende Frage: Welche Beziehung besteht zwischen der Behausung von Menschen und ihrer Kultur, bzw. was sagt uns das Haus über die Menschen, die darin leben? Damit einher geht die einfache Feststellung, dass wir von Wohnkulturen sprechen müssen, die sich entlang nationaler, regionaler, lokaler Kontexte und der darin gesellschaftlich wirksamen sozialen Klassifizierungen unterscheiden lassen. Die Assoziation des Reihenhauses mit kleinbürgerlichen Leitkategorien wie „Familie, Lokalismus und Besitz“ (Schilling 2003, S. 82) ist so gesehen als eine lokalspezifische, nämlich zumindest als eine für Deutschland spezifische Interpretation zu verstehen.

Um Wohnkulturen empirisch zu untersuchen, sammeln die Ethnowissenschaften Material in allen Teilen der Welt (Ethnologie/Völkerkunde) oder begeben sich vor der eigenen Haustür auf Feldforschung (Europäische Ethnologie/Volkskunde). Anders als in der Soziologie oder auch der Stadtplanung gerät das Reihnhaus dabei nur selten ins Blickfeld: Katschnig-Faschs Studie stellt deshalb eine Ausnahme dar. Und dafür gibt es eine Erklärung.

Im Vergleich zu anderen Kultur- und Geisteswissenschaften ist die Europäische Ethnologie/Volkskunde, d. h. „Lehrpersonal, Thematik, Schüler“, im „Timbre“ der kleinbürgerlichen Lebenswelt gefangen, so Heinz Schilling in Anlehnung an den Nestor des reformierten Faches, Hermann Bausinger (Schilling 2003, S. 225). Dies macht sie zwar zu einer genuinen Expertendisziplin für jenen den Dissens scheuenden Kulturstil. Diese Verflechtung bringt aber auch zwangsläufig eine widersprüchliche Haltung zum Gegenstand mit sich: Zum einen liefert die habituelle Nähe zur kleinbürgerlichen Mittelschicht einen hohen Grad an Vorverständnis für ihre kulturellen Praktiken und deren Logik. Zum anderen sucht diese

Erfahrungswissenschaft gerade den Kontakt und die Nähe zum sozial und kulturell *Anderen* - was in der Schwesterdisziplin, der Ethnologie/Völkerkunde, lange zusätzlich durch die Überwindung geografischer Distanz hergestellt wurde.

Die kulturwissenschaftlich-volkskundliche Erforschung des Fremden im Eigenen - dafür eignete sich das Kleinbürgertum nur da, wo man es biografisch schon hinter sich gelassen hatte: in der Provinz und so auch im Dorf. Im städtischen Forschungsfeld dagegen bietet der kleinbürgerliche Habitus zu viele Schnittflächen mit dem Eigenen und deshalb zu wenig Exotikreiz und Distinktionsgewinn. In der Stadt locken vielmehr die „Unterwelten der Kultur“, die Gegen- und Subkulturen, die sozialen Bewegungen und Szenen. Unter der Überschrift der Volkskulturforschung erlaubten sich Forschende deshalb schon Anfang des 20. Jahrhunderts einen Blick in die anrühigen Tätowierstuben großer Hafenstädte. Heute lockt die Perspektive auf Pop(ular)kultur die Feldforschenden und sie tauchen in die metropolitanen Lebenswelten Jugendlicher mit zweifelhaftem Freizeitverhalten ein. In den Reihenhaussiedlungen der Vororte dieser Städte waren und sind weder diese urbanen Dienstleister an der Exzentrizität noch die risikoreich lebenden Müßiggänger zu vermuten, so der kulturwissenschaftlich-volkskundliche Common Sense.

Ganz anders beispielsweise die Forschungsinteressen in Großbritannien, wo das Reihenhaus in der Innenstadt oder der Peripherie jeweils unterschiedliche soziale Schichten beherbergt und Studien über hybride, individualisierte Lebensstile stattfinden; oder in den USA, wo in den Vorstadtsiedlungen mit ihren Kleinfamilieneigenheimen die eng begrenzten Möglichkeitsräume von Homosexuellen untersucht werden. Gegenüber diesem spannungsreichen Geflecht urbaner Alltagskulturen wirkt die deutsche Reihenhaussiedlung überschaubar, gemeinschaftlich organisiert und ein wenig heimelig-abgeschottet, sozial wie auch räumlich. Die Fotografien von Marc Räder führen genau diese fast bedrohlich wirkende kulturelle Ordnung vor Augen.

Hier ist das Reihenhaus im Reigen der Varianten städtischen Wohnens das, was die Mittelstadt im Konzert der Städte ist: wenig bestimmbar und stets über sich selbst hinausweisend. „Die Mittelstadt ist gewissermaßen der Mittelwert unter den Städten“, schreibt Rolf Lindner (2010, S. 39) über diesen Gemeindetyp, der rein formal Städte mit einer Größe zwischen 20.000 und 100.000 Einwohnern meint. „Das, was immer wieder als besondere Lebensqualität von Mittelstädten angesehen wird, die Harmonie, nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu viel und nicht zu wenig, ausgeglichen möglichst sowohl im Temperament wie in den Bilanzen, erweist sich als Ausdruck eines Habitus, dem Moderation als Leitprinzip gilt.“ (Ebd., S. 42)

Hochgradig relational also, aber auch ein wenig blass - u. a. deshalb, weil dieser Stadtyp, wie das Reihenhaus auch, bis heute das Interesse der empirischen Kulturwissenschaften kaum auf sich gezogen hat.

Der Fotograf Albrecht Fuchs versucht, diese Vorstellung vorsichtig zu unterlaufen.

### **Kulturstil Gemütlichkeit? Es wird gezeigt, was als zeigbar gilt.**

„Es steckt ein Moment von Nostalgie in Gemütlichkeit; sie setzt Rückzug und Abschließung voraus“, schreibt der Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger in seinem Versuch, eine Kultur der Deutschen zu skizzieren. Gemütlichkeit als Kulturstil ist darin fest verankert und manifestiert sich an spezifischen Orten:

„Sucht man nach Örtlichkeiten, die unter Gemütlichkeitsverdacht stehen, so landet man bei immer kleineren Teilbereichen: Nicht der Wohnblock ist gemütlich, sondern das Haus, eigentlich

auch nicht das Haus, sondern die Wohnung, und nicht die ganze Wohnung, sondern das Wohnzimmer, aber auch nicht das ganze Zimmer, sondern die Eckbank oder die Sofaecke. Und ganz entsprechend: Nicht der ganze Garten ist gemütlich, sondern ein Winkel im Garten oder eine halbversteckte Laube. Zu solchen Örtlichkeiten gehören bestimmte Requisiten, die ihrerseits Gemütlichkeit vermitteln sollen: Kachelofen, gedämpftes Lampenlicht, Sofakissen, Hauskleidung und Hausschuhe." (Bausinger 2002, S. 61)

Der Wunsch, das Eigenheim als einen einladenden, angenehmen Ort darzustellen, kann ein Grund dafür sein, dass sich die von Albrecht Fuchs in acht deutschen Städten fotografierten Reihenhausbewohnerinnen und -bewohner fast ausschließlich an eben jenem emblematischen Ort der Gemütlichkeit, der Sofaecke, platziert haben: zu zweit, zu dritt, bis zu sieben Personen, manchmal auch Haustiere; andere stehen in der Tür zum Garten, der Blick fällt dann auf die mehr oder weniger geordnete Pflanzenwelt, manchmal auf ein Gartenhäuschen, die gegenüberliegende Hausfassade bleibt schemenhaft.

Diese Selbstinszenierungen als eine kleinbürgerliche Präferenz für den Kulturstil „Gemütlichkeit“ zu interpretieren, mag in die Irre führen: Ist nicht das Sofa die fotografisch günstigste Position, um eine Personengruppe in einem Innenraum abzulichten? Und ist „die Laube“ nicht weniger ein Ort der Zurückgezogenheit als vielmehr eine Ergänzung zum knappen Stauraum im Haus?

Dennoch: Die Selbstinszenierungen der Reihenseiteigentümer stellen Gratwanderungen innerhalb eines kulturellen Regelwerks dar, das vielleicht weniger den Vorstellungen eines Kulturstils (wie der Gemütlichkeit) unterliegt; wohl aber der Vorstellung davon, welche kulturelle Bedeutung das Wohnen in einem Reihenhaus über die individuelle hinaus hat - und wie es deshalb in einer Fotografie repräsentiert werden sollte.

Um dies herauszufinden, hat sich der Fotograf Albrecht Fuchs bei seiner Arbeit in eine ähnliche Situation begeben wie die Feldforscherin: Er hat Kontakt zu ihm unbekanntem Menschen aufgenommen, hat ihr Vertrauen gewonnen, indem er seine eigenen Erfahrungen und Vorstellungswelten nicht vor den Kontaktwilligen verbirgt, er war allen Details gegenüber aufmerksam, hat sie perspektiviert, das Gesehene und Gehörte (und das Geschmeckte, Geruchene und Gefühlte) in die ihm vertraute Repräsentationsform übersetzt, die Fotografie.

In einer komplizierten Ökonomie von Nähe und Distanz haben sich beide Seiten Raum für Selbstdarstellung und Selbstinszenierung verschafft - und wir merken, dass die distanzierte Nähe hart erarbeitet ist.

Aus den Begleittexten der Journalistin Inken Herzig erfahren wir zudem, welchen Berufsgruppen die abgelichteten Personen angehören (Arbeiter, Angestellte, Selbstständige), in welchen familiären Verhältnissen sie leben (vor allem junge Familien, selten mit Großeltern unter einem Dach, manche kinderlose Paare, wenige Alleinstehende) und wie sie dorthin gekommen sind, wo sie zum Zeitpunkt der Gespräche leben, ins Reihenhaus, und was die durchweg recht neuen Eigenheime für sie bedeuten. „Ein bisschen träumen muss man doch“, sagt die aus Tadschikistan stammende Russin. Ihr eigener Lebenstraum? „Wir wollten schon immer ein Haus besitzen“, erklärt sie, ein Einzelhaus sollte es nicht sein, denn ich habe Angst allein. Mein Mann ist oft unterwegs, er arbeitet viel und ich bin stolz auf ihn.“ Sie öffnet die Tür zum Bad. „Das hat er selbst gemacht, für uns und unsere Kinder. Das ist unser kleiner Traum.“ (Arnold 2008, S. 209). Sie ist Zahnarthelferin, er Fliesenleger, und wir sehen sie mit einem der beiden Kinder im Erdgeschoss ihres Reihenhauses stehen, dunkler Parkettfußboden, weißes Ledersofa, Esstisch mit vier Stühlen und einem hellgrauen Baldachin, eine Kerze auf einer weißen Kommode. An den Wänden Fotografien von den Kindern, Farbkleckse bilden in dem offenen Ess-/Wohnzimmer eine rot

gestrichene Wand und zwei Gemälde mit Blumen. Das Bad, von dem die Rede ist, bekommen wir nicht zu sehen.

Es gibt ganz offensichtlich implizite Regeln des Zeigbaren und Nicht-Zeigbaren in diesen Selbstinszenierungen, die auch über die vielfältigen ethnisch-nationalen Herkunftsebenen der vorwiegend der Mittelschicht angehörenden Menschen hinaus gültig sind: So sehen wir auf jeder der 50 Porträtfotografien das Erdgeschoss – den Bereich, der ohnehin für Besuch vorgesehen ist. Kinderzimmer sind recht häufig abgelichtet; sie sind die einzigen Orte, in denen Spielzeuge, Kuscheltiere und Poster die repräsentative Ordnung durchbrechen dürfen. Seltener geraten die Küchen in den Fokus des Fotografen oder gar die Schlafzimmer. Ein Badezimmer gar nicht. Hier deuten sich nicht allein individuelle innerhäusliche Zonierungen von Öffentlichkeit und Privatheit an. Hier wird gezeigt, was als zeigbar *gilt*. Dass es darüber einen breiten Konsens gibt, erkennen wir gerade an den wenigen Ausnahmen: Der Blick aufs Ehebett erscheint dann fast zu intim, das mit Plüschtieren vollgestopfte Regal geschmacklich knallig und provokativ.

Können wir deshalb auf einen gemeinsamen (kleinbürgerlichen) kulturellen Horizont schließen? Dieser Schluss wäre anmaßend. Aber: Diese Gleichförmigkeit verweist zumindest darauf, dass die Fotografierten wie auch der Fotograf einer ähnlichen kulturellen Vorstellung dessen gefolgt sind, was in dieser Form der Selbstinszenierung als Reihenhausbewohnerschaft zeigbar ist und was nicht.

Das Reihnhaus, das nicht ohne Reihenhaussiedlung denkbar ist, ist in ein Beziehungsgeflecht von Distinktion und Identifikation eingesponnen; was es dabei als Unterschiede aufzunehmen in der Lage ist, lässt sich auf Grundlage der Fotografien nur erahnen. Was seine Eigentümer davon aber zeigen mögen, demonstrieren die ausgestellten Fotografien. Die Grenzziehungen orientieren sich am sozial Mittelständigen und am kulturell Kleinbürgerlichen.

So wenig wie die Gleichung „Haustyp = Kulturstil“ aufgeht, das wollen uns die Fotografien vermitteln, so wenig scheint das Gegenteil zu stimmen, dass nämlich alle sozialen und kulturellen Unterschiede gleichermaßen in einer Reihenhaussiedlung untergebracht werden können. Wer die Dichte der Innenstädte und die großstädtische Unübersichtlichkeit sucht, der mag zwar ein Eigenheim bauen wollen, wird sich aber, sofern Wollen und Sich-leisten-Können übereinstimmen, ein modisches Townhouse bauen (lassen). Gemeinschaft meint hier dann translokale Netzwerke und manchmal auch Zweitwohnsitze in anderen Metropolen (was für die hier abgelichteten Personen jedoch auch häufig zutrifft).

So gesehen bieten die Fotografien einen guten Anlass dazu, über die soziale Typologie des kleinbürgerlichen Reihenhausbewohners in einem Bindestrich-Vorort hinauszugehen und deshalb die Spezifika, die Möglichkeiten und Grenzen des Wohnens in einer Siedlung in Bonn, Mainz oder Frankfurt/Main herauszuarbeiten; den Unterschied des Wohnens im End- oder Mittelreihnhaus; die besondere Situation des gerade hergezogenen Familienvaters mit seinen so schnell wie möglich von dort wieder wegziehen wollenden jugendlichen Kindern – oder der sich dem Foto einer Familienidylle verweigernden Anhängerin einer Subkultur. Für die Realität dieser Ein- und Ausschlüsse liefern die Fotografien bereits eine Menge Indizien.

Arnold, Daniel (Hg.) (2008): In deutschen Reihenhäusern. Callwey München.

Bausinger, Hermann (2002): Typisch deutsch. Wie deutsch sind die Deutschen? C. H. Beck München.

Katschnig-Fasch, Elisabeth (1998): Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile. Böhlau Wien.

Lindner, Rolf (2010): „Maß und Mitte“ - Middletown Revisited. Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.):  
Mittelstadt. Urbanes Leben jenseits der Metropole. Campus Frankfurt/Main, S. 37-50.

Schilling, Heinz (2003): Kleinbürger. Mentalität und Lebensstil. Campus Frankfurt/Main.